

tern zwei drittel rein menschlich sind (wie Prostitution, Trunkenheit, Heresie, Spiel, Lüge, wirtschaftlicher Schwindel etc.). Unsere tierischen Vorfahren haben viel mehr Ursache, sich ihrer menschlichen Nachkommen zu schämen, als wir unserer Vorfahren, und doch besitzen wir die „kolossale Unverschämtheit“ dem Verbrecher zu sagen, er sei wie ein Tier. Es ist ein Glück zu nennen, daß unsere Tugenden älter sind als wir, und unsere Verbrechen biologisch betrachtet nur die kurze Lebensdauer eines Schwammes haben. „Instinkt ist die krystallisierte Erfahrung von tausenden von Generationen. Es ist die goldene Weizen-Saat, die Millionen von Ernten und Myriaden von Tennen entnommen ist. Er steht tiefer als die Vernunft, insofern er weniger individuellen Willen und weniger individuelles Urteil benötigt; aber als führendes Prinzip ist er weit sicherer, als Ursache einer Handlung weit verlässlicher und wirkungsvoller und kennt in seiner Domäne keine höhere Macht.“

Nirgends sei die Moral sicherer als auf diesem natürlichen Grundsatz und sei deshalb ganz unabhängig von Priestern, Kirche und Staat, die sich ihrer so eifrig anzunehmen vorgeben. „Möge der Himmel verhüten, daß Moral jemals auf einer so engherzigen und beständig lavierenden Grundlage beruhe“ wie sie die drei obgenannten Mächte bezeichnen. „Die ganze Grausamkeit, Intoleranz und geradezu fatalistische Verblendung der katholischen Kirche, die in ihren Mitteln nie wählerisch war“, rührt nach Ansicht des Verfassers von der „geschlechtslosen Priesterschaft her, die durch ihr unnatürliches Gelübde des Cölibats abgeschnitten ist von dem mildernden humanisierenden, noblen und veredelnden Einfluß des Familienlebens.“ Diesem entspringen nach DARWIN die sozialen Instinkte, welche die egoistischen Instinkte des Individuums so wolthätig beeinflussen. „Was können jene Männer von dem großen Allvater wissen, die niemals selbst Väter gewesen sind noch hoffen dürfen, es zu werden.“

Der Artikel, der gelegentlich auch poetische Schönheiten verrät, verdient auch wegen seiner einfachen, durch passende Beispiele plastischen und überzeugenden Darstellung gelesen zu werden.

WALLASCHEK (Wien).

EMIL REDLICH und D. KAUFMANN. **Über Ohruntersuchungen bei Gehörs-
halluzinantem.** *Wien. klin. Wochenschr.* Bd. IX, 33. S. 745—753. 1896.

Die Verfasser haben bei allen im Studienjahr 1895—1896 auf der psychiatrischen Klinik von Prof. v. WAGNER zur Beobachtung gekommenen Geisteskranken mit Gehörshalluzinationen, im ganzen 81, das Gehörorgan nach jeder Richtung hin einer genauen Untersuchung unterzogen. Es ergab sich ein relativ häufiges Vorkommen von Ohrerkrankungen bei Gehörshalluzinantem; überdies bot in vielen Fällen „das Vorhandensein subjektiver Ohrgeräusche gewisse Hinweise auf das Bestehen mindestens von Reizzuständen im Bereiche des akustischen Apparates“. Nach einer eingehenden Kritik der verschiedenen Theorien über die Entstehung der Gehörshalluzinationen gelangen die Verfasser auf Grund ihrer Unter-

suchung und einer psychologischen Analyse der Gehörshalluzinationen zu der Ansicht, „dafs für das Zustandekommen derselben aufser einer eigentümlichen Störung der Gehirnthätigkeit meist ein Reizzustand der für die Aufnahme der Gehörseindrücke in Betracht kommenden Apparate vorhanden sein muß“.

Die Angaben über elektrische Übererregbarkeit des Acusticus bei Geisteskranken mit Gehörshalluzinationen fanden die Verfasser durch eigene Versuche bestätigt. Nach der von den Verfassern aufgestellten Theorie erscheinen die Versuche, durch Behebung des Ohrleidens die Gehörshalluzinationen zum Schwinden zu bringen, ziemlich aussichtslos, da die Affektion des peripheren Sinnesapparates nur der eine Faktor ist, der das Auftreten von Halluzinationen bedingt.

THEODOR HELLER (Wien).

SANTE DE SANCTIS. **Ossessioni ed Impulsi Musicali.** *Bullettino della Società Lancisiana degli Ospedali di Roma.* XV, 2. Sonderabdruck, Poggibonsi 1896. S. 1—23.

Nach einer kurzen Einleitung über die musikalisch wichtigen Gehirnkrankheiten knüpft der Verfasser an die Terminologie MORSELLI's an und erwähnt die Erscheinungen der Hypermusie (musikalische Zwangsvorstellung und Zwangsübung), Amusie (Verlust der musikalischen Begabung) und Paramusie, unter welcher letzterer er die krankhafte Freude an Lärm und Dissonanzen, die Sonophobie (die Scheu vor jeder Art von Tönen) und das Farbengehör begreift. Er bespricht dann die bekannten Erscheinungen der kindlichen Sprache und mangelhaft ausgebildeten Musik bei Phrenasthenie, das Musiktalent der Imbezillen und Idioten und schliesslich die eigentümliche Thatsache, dafs der unwiderstehliche Zwang zu singen oder zu pfeifen nicht selten mit Koprolalie verbunden ist. Der allmähliche Verlust oder die Störung der musikalischen Fähigkeit schreitet dabei in derselben Weise fort, wie beim sprachlichen Ausdruck: das letzterworbene entfällt zuerst. Die Gehirnkrankheit beeinträchtigt also zunächst das Harmoniegefühl, dann die Melodie, dann den Rhythmus und zuletzt die Tongebung überhaupt.

Nun erwähnt der Verfasser zwei klinische Fälle.

I. Der Patient T. E., 23 Jahre alt, erblich belastet, war schon als Knabe sensibler Natur, er litt an Kopfweh (Pollutionen, Onanie). Mit 17 Jahren fühlte er eines Tages eine Schwäche in den Augen, die eine Minute andauerte. Von der Zeit an litt er an schlechtem Schlaf und ergab sich traurigen Gedanken. Während eines vier Monate langen Fiebers (Malaria?) war er frei von nervösen Störungen. Die Beschäftigung mit Musik half ihm zuerst, dann aber gehen ihm die Noten im Kopf herum, quälen ihn Tag und Nacht und versetzen ihn in beständige Aufregung. Deshalb giebt er die Musik auf und erholt sich auch so ziemlich wieder, bis er genötigt ist, zu Militär zu gehen, wo ihn ein unseliges Geschick zwingt, in die Musikkapelle einzutreten. Nun erneuern sich seine Leiden, er merkt, dafs ihm Musik Kopfweh verursacht und er von Melodien gleichsam verfolgt wird. Des Nachts aber schläft er tief und ruhig. Im Oktober 1894 geht er vom Militär fort, er ist zwar ziemlich